

DIE FACKEL

Nr. 266

30. NOVEMBER 1908

X. JAHR

Rudolf Wilke.

Gestorben zu Braunschweig,
am Abend des 4. November 1908.

»Ich muß fort — das ist gemein ... « Dies waren die letzten Worte des Menschen der, sechsunddreißig Jahre alt, in seiner Geburtsstadt und bei seiner Mutter, zu welcher ihn eine letzte vornehme Laune des Schicksals als Sterbenden heimbrachte, in vollkommener Ruhe und Fassung des Geistes verschied.

Daß er so früh fort mußte, war eine Gemeinheit, wie sie diese von Grund aus verkehrte Welt, in der Kretins und mittelmäßige Staatsbürger siebzig, achtzig und hundert Jahre, zum Leidwesen der Besseren, vegetieren, so vielfach hervorbringt.

Nun hat freilich Rudolf Wilke selbst gut gemacht, was das Schicksal an ihm sündigte: er sah in dreißig Jahren, was jene in hundert nicht sehen; was sie nicht einmal dann sahen, als er es ihnen bei seinen Lebzeiten, mit klarster Deutlichkeit zeichnete und zeigte. Sie sahen es nicht, sie verstanden es nicht, und sie fühlten es nicht. So blieb ihm und seiner Kunst wenigstens jede widerliche Popularität erspart; diese genießt ja allemal nur, wer glatte und süße Geschmacklosigkeiten von sich gibt. Das korrumpierte Philistertum nahm also von Wilkes Tod nur flüchtige Notiz. Und unser erschüttertes Schweigen wurde nur von wenig unheiligen Laufen gestört ...

Um unseren Herzen Luft zu machen, sei uns an dieser würdigen Stätte jetzt erlaubt, zu reden ... Aber wir wissen nicht, welchen Vorzug des verstorbenen Künstlers wir zuerst nennen sollen. Er war ja groß in allen Stücken.

Vielleicht müssen wir am meisten die Ökonomie der Linien bewundern, mit der er zeichnete, jene Selbsteinschränkung, die sich jedes Zuviel unerbittlich verbat, jene Sparsamkeit des Striches, die dann jeden einzelnen gemachten Strich als nötig und wesentlich erwies. Aus der fertigen Zeichnung war bei ihm nichts wegzudenken; denn er beherrschte seine Phantasie, wie er seine Muskeln beherrschte, und übte selbst Zensur an ihr.

Nur so ist die unerhörte Einfachheit und Vereinfachung zu erklären, die er mit seiner ganzen Seele wollte und künstlerisch erreichte. Dadurch hinwiederum fand er jenen unsagbar reinen Ausdruck für das Charakteristische, der alle seine Typen von vornherein als bewiesen erscheinen läßt.

Wo er nicht mit Strichen allein arbeitete, sondern auch Flächen und Raster verwandte, tat er es mit der abgrenzenden Klarheit und der plastischen Kraft einer Winternacht.

Wenn er überhaupt Farben benützte — er tat es selten genug, weil er sie als geborener Zeichner nicht nötig hatte —, nahm er leise und diskrete

Farben, etwa ein zartes Gelb oder ein weiches Grün. Auch hier hielt er also Maß; auch hier schuf er mit möglichst vereinfachten Mitteln.

Von seinen Landschaften, die wir so oft als Hintergrund seiner Figuren gesehen haben, gilt dasselbe, was etwa in der Literatur vom rechten Aphorismus ... in ein paar reinlichen klaren Strichen, von einer Bestimmtheit der Perspektive, welche die Augen ohne weiteres zwingt, hielt er Stimmungen fest und stellte das hin, wozu andere viele Kilometer Leinwand und einen Aufwand von Farbkübeln benötigen, der uns trübe stimmt ... der aber das Philisterium noch immer erfreut; denn der Philister bleibt nur stehen vor dem, was seine sinnlichen Augen mit lauten Farben anschreit. Der Philister wird noch auf lange hinaus die Ölmalerei unterstützen und überschätzen — um so lieber, je mehr sie prunkt —, aber niemals eine Kunst von der souveränen Zurückhaltung, wie die Wilkes sie übte.

Was vor allem für das Können dieses Menschen spricht: er nahm sich die stofflichsten, gegenständlichsten Typen und zwang sie in die heitere Form seiner Linien; und wenn er sich einen Kretin und Wasserkopf nahm, so machte er ihn zu einem entzückenden und liebenswürdigen Geschöpf, dessen Anblick uns durch die göttliche Heiterkeit seiner Darstellung zu tiefstem Dank verpflichtete.

In Wilke war jene metaphysische Unmoral der Kunst lebendig, die das Mitleid mit der Armut, den Ekel vor Schmutz und Häßlichkeit überwindet, indem sie alles in eine lachende Form hineinsieht und —bringt.

Wir erinnern uns an die, manchmal geometrische Vereinfachung der Köpfe und Visagen seiner Gestalten; an ihre listigen Augen, aus denen er die primitive Schlauheit der reinen Animalität sprechen ließ; an ihre großen täpischen und dickfingrigen Hände; an die rührend komische Unbeholfenheit ihrer ungeheuren Extremitäten; an die seither berühmt gewordene Hose seiner kleinen Leute, denen ihr ganzer Habitus und überhaupt das ganze Leben ein zu großes Kleidungsstück ist. Alles empfand Wilke mit einem still lächelnden Humor, aus dem heraus er es dann aufs neue schuf.

Seine Vagabunden insbesondere haben in der Kunst nicht ihresgleichen. Nur Wilke kannte jene ewig gleichmütige und seelenvergnügte Art des Vagabunden; ihm gab er den selbtherrlichen Humor, der seiner eigenen Natur gegeben war.

Seine Kleinbürger zeichnet die ganze Bedächtigkeit der Niederdeutschen aus, die seine Landsleute waren.

Und dann seine Aristokraten! ... Menschen von einer versteinerten Müdigkeit, von einer blutleeren Schlankheit der Glieder, von einem Gesichtsausdruck, der durch sich selbst beweist, daß er in seiner Urform schon zu Zeiten der Kreuzzüge da war...

Wilke hat überhaupt nur Menschen dargestellt, die Zeit haben. Menschen, die ostentativ und mit lächelnder Überlegenheit die irrsinnige Geschwindigkeit ablehnen, in der jetzt die Dinge und Leute dahintreiben, Und wie seine Menschen Zeit haben, wie er selbst einer war, der Zeit hatte und sich Zeit ließ, also ein vornehmer Mensch im besten Sinne — so hat auch seine Kunst Zeit. Sie steht turmhoch über der Sensation des Tages; und ihre Werte gehören der Ewigkeit. Es ist, wie Karl Kraus sagte, eine »zeitlose« Kunst.

So findet man denn auch nirgends einen politischen oder sozialen Haß in seiner Kunst, selbst wenn er Erbärmliches darstellt; selten oder nie löst er eine aktuelle Erinnerung in uns los oder ein stoffliches Gefühl, weder gegen Landstreicher noch gegen Aristokraten. Die Form lacht und triumphiert

gleichmäßig über alles, in der Eleganz ihres Striches, welche die Nähe des Todes noch beflügelte! — — —

Wo Rudolf Wilke die Stätte seiner Arbeit hatte, braucht nicht gesagt zu werden. Wem unter unseren Zeitgenossen er bislang entgehen konnte, der verdient nicht, auf ihn hingewiesen zu werden. Wer aber Rudolf Wilke wirklich kannte, der liebt ihn. Und wer ihn liebt, der wird auch unsere schmerzliche Empörung über diese, von Grund aus verkehrte Welt teilen, in der Millionen Kretins und mittelmäßige Staatsbürger weitervegetieren können, während der geniale Rudolf Wilke so früh vom Leben fort mußte ...

München.

Karl Borromaeus Heinrich.



Von den Sehenswürdigkeiten ¹.

In der russischen Kreisstadt Rybinsk, lese ich, werden die Summen, die für die Instandhaltung der Monumente bestimmt sind, zur Instandhaltung der Bedürfnisanstalten verwendet. In anderen Städten wird die umgekehrte Methode geübt. Ein Gleichmaß ist nirgends zu erzielen. Wenn ich aber die Wahl habe, entscheide ich mich unbedenklich für das System von Rybinsk.

Aus manchen meiner Äußerungen wird man schon entnommen haben, daß ich ein Feind von Sehenswürdigkeiten bin. Nicht als ob ich für die künstlerischen Vorzüge eines Reiterstandbildes blind wäre. Aber ich glaube, daß die Fülle von Reiterstandbildern, durch die sich unser armes Dasein hindurchwinden muß, uns in unserer Entwicklung dermaßen hemmt, daß wir schlechterdings dazu unfähig gemacht werden, Reiterstandbilder zu schaffen. Dies war ehemals paradox, aber nun bestätigt es die Zeit, sagt Hamlet. Sein Grab ist heute eine Sehenswürdigkeit von Helsingör. Aber wie konnte es sich als solche erhalten, da doch pietätvolle englische Badegäste die Steine, die die Grabstelle bezeichnen, als Andenken mitzunehmen pflegen? Es konnte sich als Sehenswürdigkeit erhalten, weil der Hotelportier vor Beginn einer jeden Saison eine neue Fuhre Kiesel bestellt, so daß der Vorrat nie ausgeht. Wenns aber nach der Pietät der englischen Badegäste ginge, gäbe es längst kein Grab Hamlets mehr. Und ähnlich verhält es sich mit allen anderen Sehenswürdigkeiten. Es gibt deren so viele, daß man sich ganz aufs Sehen verlegt und das Schaffen verlernt. Die Kunst dient dazu, uns die Augen auszuwischen. Wenns auf der Weltbühne nicht klappt, fällt das Orchester ein.

Und selbst die ästhetischen Werte des Menschen scheinen bloß die Bestimmung zu haben, uns für eine Lumperei zu kaptivieren. Nun würde ich mich gern von einem Wiener Kutscher überhalten lassen, wenn ers nur nicht mit echtem Gemütston täte; und mir von einem italienischen Wirt die Gurgel abschneiden zu lassen, wäre mir ein Vergnügen, wenns nicht mit diesem träumerischen Zug geschähe. Die Unbequemlichkeiten des Daseins nehme ich nur ohne ästhetische Entschädigung in Kauf, und wenn ich einen Verdruß habe, will ich mich nicht bei den malerischen Attitüden aufhalten. Schlechte Instrumente taugen nicht, aber wenn sie sich als Individualitäten aufspielen, dann ist doppelte Vorsicht geboten. Der embellierte Dreck ist die einzige Illusion,

¹ Aus dem 'Simplicissimus'. [KK]

gegen die ich ein Vorurteil habe. Ich weiß, nicht alle denken so. Der Philister, der nicht imstande ist, sich seine Gemüts-erhebungen selbst zu besorgen, muß unaufhörlich an die Schönheit des Lebens erinnert werden. Selbst zur Liebe bedarf er einer Gebrauchsanweisung. Erst wenn ihm eine Chansonettensängerin versichert hat, daß ach die Liebe, ja die Liebe so schön sei, nur müsse man »den Zauber auch verstehn«, erst dann glaubt ers. Und sein Ehrgeiz ist geweckt; denn »wer die Liebe zu genießen nicht versteht, der laß' es lieber gehn, der ist ganz einfach blöd«. Er hat die Wahl, für blöd zu gelten oder die Liebe zu genießen, und zieht natürlich das zweite vor. In Liebe und Leben muß er vor eine fertige Sache gestellt werden, sonst sieht er die Schönheit nicht. Er geht etwa über einen Platz, auf dem Gemüsefrauen ihren Stand haben. Er vermißt etwas. Seitdem sich aber zwischen den Gemüsefrauen ein bronzener Feldmarschall erhebt, ist die Sache in Ordnung. Die Lebensgüter müssen ihm vor die Nase gehalten werden. Eine Chansonettensängerin erklärt ihm die Liebe, ein Denkmal mahnt ihn an noch höhere Interessen, und in keiner Lage vermag er des Anschauungsunterrichts zu entraten.

In Rybinsk wäre er tief unglücklich. Denn setzen wir den Fall, er käme dort am Bahnhof an und hätte sogleich das Bedürfnis, ein Monument aufzusuchen, — die Folgen wären nicht abzusehen. Er müßte warten, bis er wieder einmal nach Rom kommt, wo er sicher ist, seine Altertümer mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet vorzufinden. Am wohlsten freilich mag er sich in Berlin fühlen. Dort ist vorgesorgt. Denn als ich einmal im Tiergarten einen Schutzmann fragte, wo hier das nächste —, ließ er mich gar nicht zu Ende sprechen und verwies mich auf das Denkmal Ottos des Faulen.

Da aber erfahrungsgemäß bloß die Hunde so klug sind, Sehenswürdigkeiten vom praktischen Standpunkt zu betrachten und selbst vor Marksteinen der preußischen Geschichte nicht zurückschrecken, ist es für uns Menschen eine schwere Zeit der Not, in der wir leben. So weit wir uns umsehen, ist eigentlich nur die Wiener Stadtverwaltung bis heute so erfinderisch gewesen, einer Lösung des Problems, wie man das Angenehme mit dem Nützlichen verbinde, einigermaßen nahezukommen. Nur sie war klug genug, den ästhetischen Bedürfnissen des Bürgers gleich an Ort und Stelle Rechnung zu tragen. Hier, im Zentrum der Stadt, führen ein paar Stufen abwärts zu einer Sehenswürdigkeit, für deren Instandhaltung man selbst in Rybinsk ein Herz hätte. Denn neben allen Wundern einer modernen Architektonik ist es die anmutige Überraschung eines Aquariums, die den Besucher dazu bestimmt, länger zu verweilen, als er ursprünglich geplant hatte, und gerne befolgt man die Weisung, vor dem Verlassen der Anstalt die Goldfische zu betrachten. Es soll vorkommen, daß Zugereiste den Ort in Begleitung von Fremdenführern besuchen, die diesen Programmpunkt zwischen die Besichtigung der Museen und die Besteigung des Riesenrades gerne einschieben.

An Sehenswürdigkeiten, die bloß das Auge erfreuen, ist ja diese Stadt sonst überreich. Ihre Straßen sind mit Kultur gepflastert, während die Straßen anderer Städte mit Asphalt gepflastert sind. Die Vergangenheit reicht in die Gegenwart hinein, und daraus erklärt sich die Wiener Unpünktlichkeit. Bahnzeit ist hier einige Minuten hinter der Stadtzeit zurück, aber Stadtzeit einige Jahrzehnte hinter der europäischen Zeit. In der Vergangenheit sind wir den andern Völkern weit voraus. Jedoch gerade diese bunte Mischung der Zeiten macht unser Stadtbild besonders anziehend. Wenn aus einem Nachtkaffeehaus das Volkslied dringt: »Kinder, wer kein Geld hat, der bleibt z'haus, heut komm ich erst morgen früh nach Haus«, so beweist dies an und für sich schon eine gewisse Schlamperei der Zeitenfolge. Aber nur ein paar Schritte

hat man vom Nachtcafé ins Mittelalter, denn gerade gegenüber steht der Stephansdom, dem zur Linken ein Einspannerstandplatz und zur Rechten das Grab Neidharts von Reuenthal sich befindet. Ebenso bequem haben es die Besucher eines Champagnerlokals, die, ohne erst lange suchen zu müssen, gleich vor dem Ausgang das Denkmal Karls des Großen und Omnibusverkehr nach allen Richtungen haben. Wer die »Grinzinger« verläßt, sieht sich einer Fürstengruft gegenüber. Und wer auf dem Gassenstrich plötzlich vor jenem ehrwürdigen Wahrzeichen Halt macht, in das einst wandernde Schlossergesellen ihren Nagel einschlugen, der findet ein Täfelchen daneben, auf dem die Worte zu lesen sind: »Die Sage vom Stock im Eisen ist beim Portier um 20 Heller erhältlich«. Dieser Portier ist glücklicher als sein dänischer Kollege, er verkauft die Sage, aber er muß die Nägel nicht erneuern.

Man wird also zugeben, daß hierzulande ein moderner Zug durch die Historie geht. Die praktischen Einrichtungen dieser Stadt mögen nicht immer sehenswert sein, ihre Sehenswürdigkeiten sind durchaus praktisch eingerichtet. Aber es sind eben doch nur Sehenswürdigkeiten, und es gibt deren zu viele. Bedenkt man dazu, daß auch die Menschen dieses Landes einem mehr dekorativen als realen Zweck entsprechen, so bekommt man einen Begriff von der Schwierigkeit des hiesigen Lebens. In deutschen Ländern ist der Sinn für das Ornamentale so sehr entwickelt, daß kein Käse ohne Salathülle auf den Tisch kommt. Der Salat, mit dem die Deutschen sich selbst servieren, ist ein Orden. Hier aber gibt es Menschen, die ganz und gar eine Salatexistenz führen. Der Salat zum Selbstzweck erhoben ist zum Beispiel ein Stationsvorstand, der von Hoheiten angesprochen wird. Er sieht schön aus, wird zu jedem Schnellzug serviert, findet aber keine praktische Verwendung. Der Vorstand der nächsten Station, der das ganze Jahr zu keiner Hoheit kommt, muß für Betriebszwecke erhalten. Das ist aber ein Ausnahmefall, in der Regel sind die Beamten Sehenswürdigkeiten, und zu ihrer Instandhaltung wird an den ästhetischen Sinn der Bevölkerung appelliert. Ein besonderer Schmuck unserer Stadt ist neuestens ein Polizeirat, der im Gerichtssaal weint, weil böse Menschen ihn einer geschlechtlichen Beziehung verdächtigt haben. Ähnlich geht es in anderen Lebensverhältnissen zu, das Stigma des Malerischen, vor dem ich gewarnt habe, ist hier Ehrenzeichen und Bürgschaft einer Karriere, und überall verschwinden die Nutzmenschen hinter den Salatmenschen. Die Leute, die uns bedienen, sie sind Sehenswürdigkeiten. Der Kutscher ist eine Individualität, und ich komme nicht vorwärts. Der Kellner hat Rasse und läßt mich deshalb auf das Essen warten. Der Kohlenmann singt vergnügt auf seinem Wagen, und ich friere. Aber wir dürfen nicht murren. Denn die Menschheit ist frei, sie hat sich das allgemeine Qualrecht erobert. Sie darbt lieber zwischen den Monumenten, als daß sie sich zwischen den Bedürfnisanstalten gut gehen ließe. Nur manchmal erfaßt uns eine heimliche Sehnsucht nach der russischen Kreisstadt Rybinsk.

Karl Kraus.



Glossen.

Aus einem Beleidigungsprozeß. Einer hat eine Frau, gegen die er einen Artikel veröffentlicht hat, wegen des Vorwurfs der Erpressung geklagt. Ein Zeuge tritt auf:

»Zeuge gibt an, daß die Geklagte in seinem Büro erschienen sei und ihn ersucht habe, sie vor weiteren Angriffen zu schützen, Der Kläger ist dann bei mir erschienen und hat mir den Artikel gezeigt und gesagt: 'Den Artikel habe ich geschrieben!' Als ich ihm vorhielt, was ihm denn eingefallen sei, einen solchen Artikel zu schreiben, sagte er mir, daß auch ich in dem Artikel vorkomme, jedoch ohne Namen, damit man nicht wisse, wer gemeint sei. Zum Schlusse hat er mich ersucht, ihm Geld zu borgen, und ich schenkte ihm mit dem Bemerken, daß ich kein Geldverleiher sei, 4 oder 5 K, damit er nicht Dummheiten begehe.' Der Zeuge gibt ferner an, daß F. einmal mit einem dicken Buche, welches Kriminalprozesse aus den Jahren vor 1880 enthalten habe, zu ihm gekommen sei und ihn schließlich angepumpt habe. — Richter: Haben Sie ihm, Herr Zeuge, damals Geld gegeben? — Zeuge: Ich habe ihm 10 K, geschenkt ... Über die näheren Einzelheiten des klägerischen Besuches mit dem dicken Buch gibt Zeuge an, daß F. ihm damals mitteilte, er beabsichtige, über eine große Firma, die vor dem Jahre 1880 einen Prozeß hatte, etwas zu schreiben. Er habe dem F. damals erklärt, das wäre unschön und würde einer Erpressung ähnlich sehen. — Richter (zum Kläger): Sie sprechen davon, daß Sie über eine Firma etwas schreiben wollen, dann ersuchen Sie um Geld, das klingt sehr merkwürdig und zeigt, daß Sie sich jedenfalls sehr ungeschickt benommen haben. — Kläger: Sie haben, Herr Richter, das richtige Wort für mein Benehmen geprägt, — Richter: Was wollten Sie mit dem Buch? — Der Kläger erwidert, daß der gegenwärtige Chef einer großen Firma, über dessen vor dem Jahre 1880 stattgehabten Betrugsprozeß in dem Buche berichtet worden war, ihm einen Brillantring, dessen Steine jedoch falsch waren und der 15 Kronen wert war, geschickt habe. Er habe den Ring zurückgeschickt, jedoch wieder von der Firma bekommen, worauf er den Zeugen um Rat fragen wollte, was er mit dem Ring tun solle ... Der Zeuge erklärt, daß F. mit ihm von der erwähnten Firma gesprochen habe, weil er wußte, daß er (Zeuge) mit dem Chef dieses Hauses befreundet sei. Zeuge erklärt, daß er F., als dieser mit dem früher erwähnten Artikel zu ihm kam, einige Kronen geschenkt habe, damit er so etwas nicht mehr schreibe. — Verteidiger: Haben Sie den Eindruck gehabt, daß Ihnen der Kläger etwas erpressen wollte? — Zeuge: Ich bitte, mir die Beantwortung der Frage zu erlassen. — Kläger: Ich bitte, mich, Herr Zeuge, nicht zu schützen. Haben Sie mich, wie die Anklage behauptet hat, hinausgeworfen? — Zeuge: Was nennen Sie hinauswerfen? Ich habe Ihnen 4 K geschenkt und gesagt: Jetzt lassen Sie mich aber in Ruh!' — Kläger (zum Zeugen): Haben Sie Grund anzunehmen, daß ich bei Ihnen eine Erpressung begehen wollte? — Zeuge: Über meinen Eindruck möchte ich nichts aussagen ... «

Der Zeuge ist Polizeirat und Vorstand des Sicherheitsbüros. Aber mit der Mizzi Veith hat er sich nicht eingelassen!

* * *

Wenn auch Nietzsches Schwester für das große Papierkorbproblem, das nicht zur Ruhe kommen will, des Guten zu viel getan hat, um eines feinen und ehrlichen Wortes willen ('Zeit', 17. November) sei ihr dieses Viele verziehen:

»Der Unterschied zwischen Overbeck und mir lag eben darin, daß ich von frühester Jugend an, ohne die ungeheuren Probleme meines Bruders zu verstehen, doch seinen geistigen hohen Rang, empfunden und deshalb jede Niederschrift meines Bruders, die in meine Hände kam, sorgfältig aufbewahrt habe; während Overbeck von der Größe und Bedeutung des Freundes nichts verstanden hat und, wie mein Bruder entschuldigend selbst bezeugt, seiner Art nach nichts davon verstehen konnte.«

Wie hat sich die literarische Frau erhöht, die sich so auf das Maß des Weibes reduziert hat!

* * *

Ich frage, wo klingt in den Zeiten des intellektuellen Geräusches noch ein Ton, welcher diesem da vergleichbar wäre, der jüngst ein Schilderer der Schwarzwaldstädte, Herr Heinrich Lee, aus dem geschriebenen Liederbuch eines Uhrmachers vernommen hat. Horch:

Die Uhr schlägt Eins. Ich war ein Kind, wie war die Zeit mir wohlgesinnt und flog dahin in Wonnen.

Die Uhr schlägt Zwei. Es wächst der Knab', Feld, Wald und Held' sind seine Lab', frisch fließt der Lebensbrunnen.

Die Uhr schlägt Drei. Es wird ungrad, die Welt ist weit und rauh der Pfad, doch Kraft ist in der Seelen.

Die Uhr schlägt Vier. Es winkt das Glück. Ihm nach, ihm nach und nie zurück! Es kann Dir gar nicht fehlen.

Die Uhr schlägt Fünf. Ich hatt' eine Braut, sie war zum Weib mir angetraut. Wie war die Arbeit süße.

Die Uhr schlägt Sechs. Das Haus ward voll, der Kinder Lust im Ohr mir scholl, doch Sorg' hat schnelle Füße.

Die Uhr schlägt Sieben, Krankheit kam, mich bang und trüb gefangen nahm, mein Weib ging für mich schaffen.

Die Uhr schlägt Acht. Ich sah einen Schrein, da legten sie mein Kind hinein, konnt mich empor nicht raffen.

Die Uhr schlägt Neun. Ich bin erwacht, ich hab' mein Weib zur Ruh' gebracht, wohl unter grünem Rasen.

Die Uhr schlägt Zehn. Das Herz mir brach, die Kindlein folgten der Mutter nach, haben mich alle verlassen.

Die Uhr schlägt Elf. Die Zeit ist stumm, wie einsam ist's um mich herum, nichts will zurück mir kehren.

Genug, genug. Bald schlägt es Zwölf. Den letzten Schlag, Gott helf, Gott helf, werd' ich ihn endlich hören?

Das Gedicht hat der Entdecker in einem Berliner Tagesblatt veröffentlicht. Wie viele von den Hunderttausend Lesern mögen es wohl verstanden haben? Das Liederbuch des Handwerkers sollte in den Buchhandel kommen.

Vielleicht geschieht ein Wunder, wirtschaftet der Journalismus ab und kommt die Zeit, in der Herrlichkeiten wie: »Die Uhr schlägt Drei. Es wird ungrad ...«, »die Zeit ist stumm ... nichts will zurück mir kehren« oder » ... wie war die Zeit mir wohlgesinnt« wieder ihre Andächtigen finden! Denn diese Zeit, die heutige, ist wahrlich nicht stumm, aber sie ist taub und hört den Schlag so feiner Uhren nicht.

* * *

Für die Blinden aber dichtet die Königin von Rumänien. Einäugig. Solch armseliges Reimgeschiele:

O zündet ihnen den Leuchtturm an,
Der Seele Feuer, es sollen
Die Gottverlassenen Freude han,
Gebt Freude den Leidensvollen

findet natürlich bei den Lesern der Wiener Presse seinen Anwert. Und die humanitären Poesien der Carmen Sylva erfüllen ihren Zweck: die Blinden empfinden ihren Zustand als Wohltat.

* * *

Gräßlich aber ist es selbst für sie, wenn sie außer der Königin von Rumänien noch einen Spezialisten für Blindenpoesie über sich ergehen lassen müssen. Unerkannt, ungewürdigt wandelt unter uns ein Dichter namens Horatius M. Pineles. Das ist keine Erfindung; die 'Neue Freie Presse' bemüht sich seit Jahren für diesen außerordentlichen Mann, der mit dem Musensitz von Bukarest offenbar ähnliche Beziehungen unterhält, wie Goethe mit Weimar. Dieser Dichter hat einmal beim Verlag der 'Fackel' angefragt, in welchem Heft seiner gedacht worden sei. Die Erkundigung war verfrüht, denn bis heute ist es noch nicht geschehen. Aber da es nun einmal meine Pflicht ist, den Notizenruhm zu vermehren, um seine typische Grauslichkeit zu demonstrieren, so muß es jetzt geschehen. Denn die 'Neue Freie Presse' hat es sich neulich nicht entgehen lassen, die folgende Tatsache mitzuteilen:

»Die Königin von Rumänien hat vor einigen Wochen den Grundstein des Blindenheims bei Bukarest gelegt. Unser Landsmann, Herr Horatius M. Pineles, hat ihr einen Glückwunsch in Versen gesandt. Herr Pineles hat nun ein Schreiben von dem Leiter der Anstalt erhalten, worin ihm im Auftrag der Königin für das Gedicht gedankt wird. Herr Monske schreibt ferner, daß das Fest glänzend verlaufen sei, daß die Einweihung des nun begonnenen Baues im nächsten Herbst stattfinden und daß es ihn freuen wird, wenn der Dichter dieser Feier beiwohnen werde.«

Dieser Moraz scheint es darauf abgesehen zu haben, in Bukarest ein augustisch Zeitalter zu etablieren. Es ist gräßlich. Aber wenn sich's die Blinden gefallen lassen, hat er ja recht.

* * *

Herr Max Burckhard, der der Literatur zu keiner größeren Ehre gereicht als der Bürokratie, soll für einen buchhändlerischen Weihnachtskatalog einen Aufsatz über das Wiener Geistesleben geschrieben haben. Die 'Neue Freie Presse' hebt rührend hervor, der Verfasser bezeichne es als sein Ziel,

»daß er sich bemüht habe, auch den Werken solcher Autoren gerecht zu werden, deren Person er wenig abzugewinnen vermöge«. Welche Objektivität! Aber der Satz klingt so, als ob Herr Burckhard sich auch mit mir befaßt hätte und sich darob bei der 'Neuen Freien Presse' entschuldigen müßte. Nun, ich will hoffen, daß diese Vermutung ungerecht ist und daß Herr Burckhardt meiner nicht gedacht hat. Es wäre gegen alle Usancen, mich in einer Besprechung des österreichischen Schrifttums zu erwähnen. Sonst scheint ja Herr Burckhard jenen Usancen genügt zu haben. Rührend hebt die 'Neue Freie Presse' sein Bekenntnis hervor: »Freilich habe er auch Bücher, deren Autor ihm persönlich sympathisch sei, deswegen nicht unerwähnt gelassen«. Oder vielleicht deswegen erwähnt?

* * *

Erklärung.

Ein Feuilletonkritiker der 'Neuen Freien Presse' hat kürzlich die folgende Behauptung aufgestellt:

»Wir wissen hierzulande genau, was wir Hermann Bahr verdanken, die Jugend vor allem weiß es. Und in der Tat, die literarische Jugend Österreichs verdankt ihm mehr, als der einzelne zugeben kann und wird. Wir alle, die wir in Österreich schreiben und die Vierzig noch nicht überschritten haben, sind ein bißchen durch die Schule dieses unruhigen, aber geistreichen Schriftstellers gegangen.«

Ich nicht! Ich habe geschwänzt!

Karl Kraus.



Persönliches.

Träume sind maßgebende Berater. Mir träumte, daß ich am Ende meines Feldzuges die Vertreter der journalistischen Macht vor mir defilieren ließ. Ein wegen seiner Treue gerühmter Mitarbeiter stand neben mir, und ich zeigte stolz auf meine Gefangenen. Einer nach dem andern schritt vorüber, und mein Vasall wußte mir über jeden ein bezeichnendes Wort in Erinnerung zu bringen, durch das ich ihn zu Falle gebracht hatte, und erwies mir seine Komplimente. — Als aber der Anführer der Gefangenen kam, der die Börsenrubrik redigiert, erbleichte mein Vasall und stand Habtacht.

*

Einer hatte den guten Geschmack, Weltanschauungen, Erkenntnisse, Ideen, Standpunkte, Ansichten und Worte zu nehmen, wo immer er sie fand, und hatte die Geschicklichkeit, sie zu appretieren. Dann ging er hin und zitierte Nietzsches Wort. »Dies sei mir genug: ich gebe jedem das Meine«. Dann erbat er in zärtlichen Briefen die Gunst der Journalisten, indem er jedem zu seinem Munde sprach.

*

Ich habe einmal, als mir der stoffliche Inhalt meiner gedanklichen Er-oberungen neu war, ein Echo gebraucht. Man ruft allein im Wald und hört gern, wie's aus der Welt wieder hallt. Wenn aber das Echo den Anspruch er-hebt, selbständig weiterzurufen, dann muß ich dem Echo antworten.

*

Wer von meinen Erkenntnissen dem gemeinen Bodensatz der Meinung ins Land wirft, kann selbst mir eine Zeitlang willkommen sein. Auch habe ich kein Recht, Anhänger abzulehnen, die durch mich geistig verleitet sind, und die ihre populäre Geschicklichkeit an Problemen erprobt haben, deren Erörte-rung außerhalb meines Bereiches noch nicht möglich ist. Fern sei es von mir, den Armen schuldig werden und dann der Pein zu überlassen, sich nicht ge-druckt zu sehen.

*

Aber währenddessen beginnt das Gewissen mich zu quälen: Über Pro-bleme des sexuellen Lebens spricht man nicht auf der Gasse, wenn man kein geistiger Gassenjunge sein will. Man erlebt und gestaltet sie; aber man plau-dert nicht davon. Die Propaganda der erotischen Aufklärung ist das schäbigs-te von allen Geschäften, die ein Feuilletonist betreiben kann.

*

Der eine hatte nie etwas über diese Dinge gehört. Er erlebte sie, und ei-nes Tages öffnete sich der Himmel, und er sah. Und schrieb einen Aphoris-mus. Der andere hatte nie etwas über diese Dinge gehört. Da sah er ein farbi-ges Heft und las den Aphorismus. Und diktierte einen Leitartikel über die Ur-gewalt der Liebe.

*

Ein Schriftsteller, der einen täglichen Fall verewigt, kompromittiert nur die Aktualität. Wer aber die Ewigkeit journalisiert, hat Aussicht, in der besten Gesellschaft anerkannt zu werden.

*

Für das intellektuelle Publikum, welches während der Geschäftssperre im Kaffeehaus über die Geheimnisse des Geschlechtslebens informiert werden will, muß auch gesorgt sein. Wer es gar über die Vorgänge in der Urzeit auf dem Laufenden erhält, wird sich den Dank aller Gebildeten verdienen. Dage-gen bin ich ein wahrer Stümper.

*

Wenn eine Null zu einem Einser stößt, so gibts Zehn. Solche Vervielfa-chung kann dem Einser zuweilen passen. Was will aber die auf sich selbst ge-stellte Null?

*

Es ist mir bestimmt, allen Ekel zu erleben, ehe ich ihn so scharf erken-ne, und wenn ich ihn längst erkannt habe, erlebe ich ihn bis zur Neige, um dann mit einem Ruck mich von dem Resultat eines notwendigen, aber hinter-drein unliebsamen Verdauungsprozesses zu wenden. So bin ich ein wahrer Märtyrer meiner Erkenntnisse. Andere haben es leichter. Sie schöpfen aus ei-nem Buch oder aus einem Heft, dessen roter Umschlag ihnen in die Augen stach, als sie zufällig an einem Schaufenster vorbeigingen. Sie haben nichts zu bereuen. Wenn sie überwinden, hilft's ihnen in der Karriere.

*

Ich habe viele Jahre damit verbracht, den Journalismus und die intellek-tuelle Korruption, die von ihm ausgeht, mit ganzer Seelenkraft zu verabscheu-en. Um aber die letzte Probe auf die Stichhaltigkeit meiner Lebensansicht zu

machen, nahm ich mir ein journalistisches Gehirn als Versuchsobjekt ins Haus und ließ es spielen. Und siehe da, alles stimmte.

*

Meine Weltanschauung ist nicht leitartikelfähig, meine Herrschaften! Macht ein anderer einen Leitartikel daraus, so kann ichs nicht verhindern. Sagt er aber dann, der Leitartikel gebe seine Weltanschauung wieder, so will ich alles dazu tun, ihn in eine Redaktion zu befördern.

*

Ich habe Gottseidank eine gesunde geistige Verdauung. Aber wenn sich meine Verdauungsprodukte selbständig machen wollen, dann wehe ihnen!

*

Meine Abfälle verantworte ich, solange sie in meinem Gefäß bleiben. Ihre Sammlung und Verbindung zu gesondertem Ansehen geschieht gegen meinen Geschmack.

*

Einer, der meine Gedanken auf den Markt brachte und es wiederholt zugestand, konnte nicht umhin, nachträglich zu versichern, er habe »seine Weltanschauung nach bestem Wissen und Gewissen ausgebreitet«. Dieses einzige Bekenntnis offenbarte denn auch die schöpferische Persönlichkeit. Denn es genügt wirklich nicht, daß man die Originalmarke einer Ware führt, man darf auch beim Verkauf nicht mogeln. Und die Kunden haben ein Recht, daß ihnen die Weltanschauung nicht in einem Muster gezeigt, sondern vor ihnen ausgebreitet werde. Wenn alle Geschäftsreisenden so ehrlich dächten, wär's um die kaufmännische Ehre besser bestellt.

*

Ich schrieb meine Gedichte, und ein anderer putzte währenddessen seine Stiefel. Später sagte ihm irgend ein erleuchteter Kopf, er brauche es sich nicht länger gefallen zu lassen, in seinen Stiefeln hinter meinen Gedichten zu stehen. Denn seine Stiefel seien glänzender geputzt, als meine Gedichte. Das hatte ich natürlich nie bestritten, da ich für meine Gedichte grundsätzlich nicht Stiefelwichse verwende. Ich gab sogar zu, daß jene praktischer seien und daß man mit ihnen schneller durch die Welt komme. Aber zu sagen, daß ich auf solche Vorzüge neidisch sei, war doch undankbar. Denn die Stiefel waren aus meinem Leder geschnitten und ohne dieses hätte keine Stiefelwichse der Welt einen so schönen Glanz hervorgebracht. Und selbst in die Stiefelwichse hatte ich noch persönlich hineingespuckt.

*

Das sind mir verdächtige Individualitäten, die sich durch die Mitarbeit an meinem Lebenswerk in der Tagespresse nicht unmöglich machen.

*

Ich bin vielleicht einer der kompliziertesten Autoren. Öffentlich schreibe ich eine »Apokalypse«, in der ich die Zumutung, für ein Publikum zu schreiben, als eine brennende Schmach an meiner geistigen Ehre zurückweise, und heimlich bin ich auf einen Feuilletonistenruhm eifersüchtig.

*

Gewiß, auch ich bin ein Vielschreiber. Aber, wahrlich einer durch unwiderstehlichen Zwang. Wohl hat sich noch nie bei mir eine Schreibmaschine wegen Überbürdung zu beklagen gehabt. Aber es ist wahr, daß meine Hand den Bestellungen meines Kopfes nicht immer nachkommen kann. Wie beneide ich die Autoren, deren Kopf den Bedürfnissen ihrer Hand nicht nachkommt! Sie können sich wenigstens ausruhen.

*

Wes' das Herz leer ist, des' gehet der Mund über.

*

Es gibt Menschen, die heiser werden, wenn sie acht Tage mit niemand gesprochen haben. Man kann nicht behaupten, daß es kontemplative Naturen sind.

*

Wenn einer in einem populären Buch über das Sexualleben die Einsichtslosigkeit der Schulerziehung durch Abdruck einer erbarmungslosen Zensur beweisen will, die er selbst als Schuljunge einmal erhalten hat, so lasse er wenigstens die Anmerkung: »Schwätzt und stört sehr oft; sehr ungezogen; sehr unordentlich« weg. Man darf keine falschen Beispiele wählen, wenn man eine richtige Ansicht erläutern will.

*

Die Lehrer Hungergurt und Knüppeldick sind Heroen neben einem talentvollen jungen Mann, der auf dem Marktplatz Sexualfreiheit predigt. Ihre Lebensfremdheit ist erlebt.

*

Wer auf das Titelblatt eines Buches als Motto setzt: »Die Menschen müssen ihre Sexualität ausleben, sonst verkrüppeln sie«, ist ein grader Michel, dem es um die Aufklärung ernst ist und dem über den Sexus auf der weiten Welt nichts geht als höchstens der Success.

*

Wenn man aber den Menschen, die sich ausleben wollen, eine Hotelkonzession verschafft, sind sie auch zufrieden. Denn sie sind Tatmenschen. Der Tatmensch aber macht Konzessionen, und beansprucht sie. Gibt man sie ihm, so ist sein literarischer Ehrgeiz für einige Zeit befriedigt.

*

Ob einer Restaurateur oder gar Leitartikler wird, ein soziales Talent soll sich nur Bahn brechen, und es wäre unvornehm, ihm den Erfolg zu sperren, der ihm gebührt. Nur die Kunst ist so eigenwillig, daß sie das Talent der Finger und Ellbogen nicht als Befähigungsnachweis gelten läßt.

*

Talent ist häufig ein Charakterdefekt.

*

Die Ausübung einer Sorte Talent sollte strafgesetzlich verboten sein. Denn sie ist es, die all das Unheil in die Welt gebracht hat, welches als intellektuelle Verunreinigung des Geisteslebens die Kulturentwicklung hindert.

*

Das Talent, das schwerpunktlos in der Welt flattert, ist deshalb so bedenklich, weil es der Feindseligkeit des Philisters gegen alles Echte süße Nahrung gibt. Ein Feuilleton begräbt ein Dutzend Kunstwerke.

*

Seit Heine wird nach dem Leisten: »Ein Talent, doch kein Charakter« geschustert. Oho, meine Herren, so fein unterscheiden wir nicht! Ein Talent, weil kein Charakter!

*

»Gut schreiben« ohne Persönlichkeit kann für den Journalismus reichen. Allenfalls für die Wissenschaft. Nie für die Literatur.

*

Es ist das Wesen dieser Talente, daß sie ganz ebenso im Kurzwarenhandel zur Geltung gekommen wären. Feuilletonisten sind verhinderte Kurzwa-

renhändler. Die Eltern zwingen sie zu einem intelligenten Beruf, aber das ursprüngliche Talent bricht sich doch Bahn.

*

»In den Abhandlungen werden Gedanken aufgeworfen«, schrieb ein Feuilletonist ironisch, »deren ungeheure Tiefe und Unerhörtheit nur deshalb nicht allgemein anerkannt werden, weil niemand weiß, was eigentlich gemeint ist«. Er ahnte nicht, wie recht er hat. Jene, welche bloß meinen und nicht denken, haben es leichter. Am leichtesten die, welche das meinen, was andere denken.

*

Der Gedanke ist ein Liebesakt. Die Meinung ist bloß das Kind. Vom Standpunkt der Vermehrung ist sie ja wichtiger.

*

Einer hat mit fremdem Samen geliebt. Er hat unterschobene Kinder zur Welt gebracht.

*

Ich muß eine sehr männliche Natur sein. Denn ich habe das Glück, die männlich gearteten Weiber abzustoßen, und das Unglück, dem Weib im Manne zu gefallen. Sie entzünden sich an mir, fordern unveränderte Beachtung, machen mir hysterische Szenen und möchten mir schließlich Vitriol ins Gesicht schütten, wenn ich die geistige Unterhaltung mit einem Mann oder die galante mit einem Weibe vorziehe.

*

Ein echtes Weib ist wie Wasser auf einem Tablett. Man zieht es mit dem Finger, wohin man will, und es hinterläßt keine Spur, wo es gewesen ist. Männer, die so geartet sind, mag ich auf die Dauer doch nicht leiden.

*

Wenn ich ein Frauenzimmer geschwängert habe, so hat es ein Recht, sich zu beklagen, weil ich es sitzen lasse. Wenn sich aber herausstellt, daß es mit einem Luftpolster niedergekommen ist, so bin ich der Betrogene, und kein Gericht der Welt wird mich zur Zahlung der Alimente verurteilen.

*

Wenn einer, der früher Besseres geleistet hat, täglich ein Dutzend Feuilletons, je drei über dasselbe Thema, liefern kann, so beweist er damit nicht, daß er sich verschlechtert, sondern im Gegenteil, daß er sich verbessert. Die schlechteren Feuilletons sind immer die besseren. Der erborgte literarische Schein geht flöten und das wahre Talent tritt in Aktion. Was früher war und was jetzt ist, es ist ein und dasselbe Hundefutter, und man soll anerkennen, daß auf die Würze zugunsten der Verdaulichkeit verzichtet wird.

*

Mein Wille war es nicht, Naturen großzuziehen, die den Verlockungen einer Schreibmaschine wehrlos preisgegeben sind!

*

Auch wenn ich einem die längste Zeit keine Ideen mehr gab und ihn nicht über die Schwelle meiner geistigen Intimität ließ, das bloße Dabeisitzen hat genügt, um über die innere Leere hinwegzuhelfen. Mit der Entfernung von meinem Tisch wächst die Schlechtigkeit der Feuilletons.

*

Mancher Literat hat die Entschuldigung, daß er unter dem unwiderstehlichen Zwang einer Schreibmaschine handelt. Man glaubt zu diktieren und es wird einem diktiert.

*

Eine Schreibmaschine hatte einen Schriftsteller, aber sie kam nicht auf die Gesteungskosten.

*

Auch wenn einer kein Denker ist, muß er deshalb noch kein Konquistador sein. Er kann nämlich auch ein Häuseragent sein.

*

Nicht jeder Kommissar, der sich selbständig macht, darf deshalb glauben, daß er ein Brutus ist.

*

Nicht jeder, der sich einbildet, ein Brutus zu sein, ist deshalb schon ein Spiegelberg.

*

Julius Cäsar sank lachend an der Bildsäule des Pompejus nieder, gekitzelt vom Dolch des Brutus und rief: Sie, die Gebärde der Empörung ist ja von mir! Und von welchem Antiquitätenhändler haben's denn den Dolch her?

*

Ein Verfasser historischer Novellen behauptete von sich, er habe sich von Klio den Griffel ausgeborgt. Tatsächlich reklamierte sie diesen heftig. Sie wußte, daß schon andere großmütige Verleiher hereingefallen waren. So habe zum Beispiel ich meine Weltanschauung einem ähnlichen wohltätigen Zweck zur Verfügung gestellt und wenn ich nicht glücklicherweise ein Duplikat hätte, ich wäre schön aufgeessen!

*

Er ließ einem Größenwahn, der nicht von ihm ist, die Zügel, die er sich ausgeborgt hatte, schießen.

*

Ach, er nahm alles von mir. Er nahm mir meine Kälte und meine Gluten, meine Treue und meinen Abfall. Er nahm mir selbst meinen Sturm und Drang. Er war ein Most, der sich absurd gebärdete, ohne es zu sein.

*

Hier steh' ich, ein entlaubter Stamm.

*

»Dies hier ist eine Orchideen—Art«, sagte der Vater zu seinem Sohne, »sie lebt an den Stämmen der Bäume und zieht ihnen den Saft aus.« »Das ist aber eine Gemeinheit von der Orchidee!«, sagte der Knabe. »Warum erziehen Sie Ihr Kind so falsch?«, sagte einer, dem der Vater den Ausspruch des Knaben erzählte. War er eine Orchidee? Keine Idee! Er war ein Schuppenwurz.

*

Ich muß ihm mit all meiner Fähigkeit zur Aufopferung noch viel lächerlicher vorgekommen sein, als er es mit seinem scherzhaften Talent auszudrücken vermöchte.

*

Der Nachmacher sagte, wenn er mir alles nachmachen könne, meine Aphorismen könne er mir nicht nachmachen. Das war eine Bescheidenheit, die am Platze ist. Wenn ich einem zwanzig Seiten einräume, so hat er Gelegenheit, seine, meine oder deine Weltanschauung auszubreiten, und der Leser merkt keinen Unterschied. Ein Aphorismus aber ist die Probe, ob man eine hat. Den kann man in keine Schreibmaschine diktieren. Es würde zu lange dauern.

*

Der Nachmacher sah, daß ich ein Notizbuch habe, in das ich meine Einfälle schrieb. Da kaufte er sich auch ein Notizbuch und hoffte, nun würden

auch die Einfälle hinein kommen. Aber sie kamen nicht, und ließen sich nicht einmal nachmachen.

*

Als mich einmal jemand um einer gewissen Ähnlichkeit mit Lichtenberg rühmte, huschte ein Hoffnungsschimmer über das Gesicht des Nachmachers. Nun war wohl auch mir die Quelle nachgewiesen. Und der Lichtenberg, der wirts wahrscheinlich auch von einem andern haben!

*

Der Unechte glaubt an keine Echtheit. Und glaubte er, er würde nicht begreifen, wie man echt sein könne, in einer Zeit, in der es wirklich niemand nötig hat, echt zu sein.

*

Wer mit einer Blendlaterne sich auf fremdes geistiges Gebiet begibt, gelangt bald zu hohem Ansehen. Man hat in die Sonne geblickt und sieht rings nichts als gelbe Flecke ... Wird er aber doch einmal erwischt, so behauptet er ein Recht des Künstlers, fremde Einfälle zu nehmen. Eine Pflicht des Künstlers, sie sich nehmen zu lassen, wagt er selbst nicht zu behaupten.

*

Die gefährlichsten Literaten sind die, welche ein gutes Gedächtnis aller Verantwortung enthebt. Sie können nichts dafür und nichts dagegen, daß ihnen etwas angeflogen kommt. Da ist mir ein ehrlicher Plagiator schon lieber.

*

Es gibt Autoren, die Referate über ihre Bücher schreiben und sie andern zur Unterschrift vorlegen. Sie haben also kein Gefühl für die Heiligkeit des geistigen Eigentums und würden nicht Bedenken tragen, eine fremde Arbeit mit ihrer eigenen Unterschrift zu versehen. Ein Abschreiber erweist sich manchmal auch dadurch, daß er sein geistiges Eigentum hergibt.

*

Wen er für eine solche Zumutung gewinnen will, den nennt er einen »Weltweisen«. Die Weltweisen sind dazu da, um von den Weltkundigen überverteilt zu werden. Dem Gerechten nimmt's der Herr im Schlafe.

*

In der Literatur hüte man sich vor den Satzbauschwindlern. Ihre Häuser bestehen aus Fenstern, um die eine Mauer geführt ist.

*

Mit der einen Hand ein Feuilleton, mit der andern eine Gründung, vorn historisch, hinten medizinisch: das vermag nur ein Talent. Es sind aufgeweckte Jungen, die wahrscheinlich schon mit zwei Jahren den ganzen Struwelpeter hersagen konnten.

*

Geistige Zuckerbäcker liefern kandierte Lesefrüchte.

*

Ich weiß, ich weiß, manche Kenner sagten, der Zuckerbäcker mache bessere Schaumrollen als der Künstler. Aber den Zuckerbäcker hat es um den Verstand gebracht; denn er glaubte nunmehr, der Künstler beneide ihn. Das war unrecht. Neidisch kann nur sein, wer nicht kann, nicht: wer nicht mag; und von der Fähigkeit, Schaumrollen zu machen, trennt den Künstler bloß eine ethische Hemmung. Schwemmt sie einmal der Zeiten Ungunst hinweg, so wird er flink und macht sicher noch bessere Schaumrollen. Wenn er sich nicht vorher doch lieber erschießt.

*

Warum schreibt mancher? Weil er nicht genug Charakter hat, nicht zu schreiben.

*

Der eine schreibt, weil er sieht, der andere, weil er hört.

*

Wer immer mit dem Kalb des anderen pflügt, der, nur der, pflügt schließlich mit dem goldenen.

*

Weltanschauung ist ein gutes Pferd. Aber es ist immerhin ein Unterschied zwischen einem Reiter und einem Roßtäuscher.

*

Nein, nein, es ist nicht angenehm, wenn ein Geschäftsreisender die Allgewalt des Küssens empfiehlt!

*

Daß es noch keine Auskunft für die Probleme der Menschwerdung und kein Informationsbüro für die Geheimnisse der Erotik gibt, bedauert so mancher Forscher. Es ließe sich viel leichter arbeiten.

*

Es gibt flotte Naturen, die sich keine Skrupel machen würden, die Heiligen zu interviewen. Gelingt's ihnen nicht, so behaupten sie trotzdem, ein Engel sei durch ihr Zimmer gegangen, schreiben auf das Manuskript »Aktuell!« und bringen es an.

*

Es gibt Parasiten der Einsamkeit!

*

Der echte Spötter erlebt Augenblicke, in denen ihm ein Schauer über den Rücken läuft. Ein anderer aber hörte, wie Goethe sich, da er Schillers Tod erfuhr, zur Wand gekehrt und einen Monat lang mit niemand gesprochen habe. Er sagte, das könne auch eine Pose gewesen sein ... Auf diese Bemerkung hin hätte man den Verkehr abbrechen sollen.

*

Begeisterung ist dazu da, sich »lancieren« zu lassen. Hilft's nicht, kann man ruhigen Gewissens die Enttäuschung fruktifizieren. Verrat ist mehr als Verbindung; er schafft Verbindungen.

*

Einer hatte mich verraten. Aber er war ein Charakter und kündigte mir nach solchem Vorfall den Verkehr.

*

Mancher Kahn, den ich auf mein Schlepptau nahm, sah hinter mir noch wie ein Schiff aus. Es ist eine trügerische Hoffnung des Kahns, daß er selbstständig größer aussehe. Er sieht bald gar nicht mehr aus. Er geht unter.

*

Einer sagte, ich hätte versucht, ihn an die Wand zu drücken. Das ist nicht wahr. Es ist mir bloß gelungen.

*

Wenn einer in meiner Charakterluft nicht atmen kann und mich deshalb verraten muß, so sagt die Öffentlichkeit: Aha! Denn meine Unzuverlässigkeit ist berühmt seit dem Tage, da ich aus unsauberer Luft geflohen bin.

*

Ist es nicht ein tragischer Hohn, daß ich einen Journalismus meiner Erkenntnisse gezüchtet habe, und daß heute weltläufig ist, was in der Einsamkeit gedieh und vom Blut des Erlebens?

*

Ich bin ihm dankbar. Nichts habe ich schließlich in ihn hineinzustellen vermocht. Aber wie hat seine große Leere meine kleine Fülle bereichert!

*

Er war ein Schwamm, nehmt alles nur in allem, ich werde nimmer seinesgleichen sehn.

*

Ich hatte die Kraft, ihn mit meinem Wasser zu tränken. Ich habe die Kraft, ihn wieder auszudrücken!

Karl Kraus.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**